

Abraham Emanuel Fröhlich von Brugg : geboren den 1. Februar 1796. Gestorben den 1. Dezember 1865.

Autor(en): [s.n]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neujahrsblätter für Jung und Alt**

Band (Jahr): **2 (1891)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-900616>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Abraham Emanuel Fröhlich von Brugg.

Geboren den 1. Februar 1796. Gestorben den 1. Dezember 1865.

„Unsre Berge lügen über's ganze Land,
Aus dem Rhonethale zu des Rheines Strand,
Und in allen Gauen mahnt ihr heller Schein,
Sich des einen, schönen Vaterlands zu freu'n.“

Wer hätte sich nicht schon an den herrlichen Worten und Klängen dieses heimatlichen Liedes erfreut! An den Werktagen

Anmerkung: Aehnliche Lieder wie: Ein Tempel, ein Gott; die zwei- undzwanzig Musikanten; der Alpengarten; der Berge Lauterkeit; Berglied;

trillert es der frische, fröhliche Kindermund in der Schulstube, und an Feiertagen schallt es von den heitern Hügeln. „Vaterlandesliebe soll wie Alpenhöhn in jedem Schweizerherzen festgewurzelt steh'n.“

Der ächte biedere Schweizermann, der in seinen Jugendentagen dieses anmuthige Liedchen gedichtet und zuerst gesungen hat, wurde in Brugg geboren. Bevor wir aber eine kurze Lebensgeschichte von ihm niederschreiben, theilen wir etwas vom Vater mit, weil der Sohn vieles von ihm geerbt hat, zwar nicht Geld und Gut, aber Eigenschaften des Leibes und der Seele.

Der Vater, Emanuel Fröhlich, geb. 1769, erlernte das Gerberhandwerk. Die Ausübung dieses Berufes genügte ihm aber nicht, er studirte daneben noch eifrig, namentlich auch Latein. Im Anfange dieses Jahrhunderts ist er Zolleinnehmer, 1806 städtischer Lateinschulmeister, 1815 Mitglied des Stadtrathes, 1824 aarg. Großrath und 1837 Friedensrichter des Kreises Brugg. Große Verdienste erwarb er sich von 1810 an durch Unterrichtskurse für die Landschullehrer der Umgebung; auch war er Mitbegründer des Aarg. Lehrerpensionsvereins. Mit Vater Pestalozzi und dessen Großsohn Gottlieb stand er immer in bestem Einvernehmen. Der strebsame Mann betheiligte sich bei allen gemeinnützigen Unternehmungen. So treffen wir ihn stets in den Versammlungen der Kulturgeellschaften, oft begleitet von seinen herangewachsenen Söhnen. Die genau geführten Protokolle haben uns gar manche Reden von Vater Fröhlich überliefert, die Zeugniß geben von seinem vielseitigen Wissen, seiner Liebe und Begeisterung für Freiheit und Vaterland.

Im Familienleben war er nicht immer so heiter und aufgeräumt. Die täglichen Geschäfte und Sorgen waren seinem Eifer zum Studiren nicht förderlich, und ein herber Zug lagerte oft über die scharfblickenden Augen.

der Schweizerknabe u. s. w., werden stets einen unvergänglichen Reiz für jedes fühlende Herz bewahren, dem die hehre Heimat lieb und werth ist.

Die Schriften Fröhlichs, seine vortrefflichen Fabeln, Erzählungen und Novellen, seine großen geschichtlichen Dichtungen, sowie auch seine Heimats-, Vaterlands- und Trostlieder sollten in keiner Bibliothek unseres Vaterlandes fehlen.

Die Gattin, Rosina geb. Märki, war sanften Gemüthes, dabei aber doch ernst; sie verstand es vortrefflich, den Kindern die Heimat lieb und werth zu machen.

Diesem Elternpaar wurden zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts fünf Kinder geschenkt, vier Knaben und ein Mädchen. Der jüngste Sohn, Arnold, ein gar feiner und aufgeweckter Knabe, starb schon im 10. Altersjahre. Rudolf entwickelte sich langsam; seine Talente für Mathematik und Mechanik traten erst später hervor. Im Auftrage Napolons III. baute er den ersten Schraubendampfer für Frankreich. Die Schwester Katharina, flug und witzig zugleich, kam selten in Verlegenheit. Einem neugierigen Nachbar stellte sie einst das Mittagsmahl vor das Fenster mit den Worten: „Da lueget, was mer z'Mittag händ!“ Die Familie wohnte zuerst in den engen Räumen des ehemaligen Zollhauses neben der Brücke. Des Vaters Verneifer, er las täglich nicht nur in der heiligen Schrift, sondern auch in lateinischen Büchern, riß alle Kinder mit. Ein idealer Schwung hob alle über das tägliche Einerlei und die sehr kümmerlichen Verhältnisse. Man sang, zeichnete, malte und dichtete gemeinsam. Jedes trug zur Unterhaltung bei. Der freie Ausblick auf die belebte Brücke und die nahe vorüber-rauschenden Wellen der Aare boten der aufmerksamen frohen Kinderschaar vielseitigen Stoff zur allgemeinen Ergötzung und Belehrung. Die beiden ältern Söhne, Abraham Emanuel und Theodor, zeigten ihre musikalische Begabung bald im Gesang und Klavierspiel. Auf einem alten, von Pestalozzis Neuhof her-stammenden Klavier spielten sie ihre selbst komponirten Tänze und Lieder. Turnen und Schwimmen waren Lieblingsbeschäfti-gungen, allen voran der kleine aber stets rüstige, unerschrockene „Mannli Fröhli“, im Winter auf dem Eise beim Schleifen und auf dem Schlitten die lange Berghalde von der Rinikersteig herunter bis auf die Brücke. Zwei Spielplätze waren besonders beliebt. Der „Freudenstein“, wo die Altersgenossen ihre Robin-sonhütten erbauten und wilde Jagden ausführten, und dann die „Witthalde“, ein kleines Landgut am Fuße des Bruggerberges. Da kamen öfter Knaben und Mädchen befreundeter Familien zusammen. Da wurden nicht nur Spiele gemacht, sondern auch

gegenseitige Belehrungen ausgetauscht, Räthsel gelöst, gesungen, musizirt, und unser junge Fröhlich hatte da zuerst Gelegenheit seine Kunst als Dirigent zu zeigen. Ein naher Fußweg führte die junge Schaar am sogenannten Ziegelweiher vorüber, da wurde in der Dämmerungstunde manchmal Halt gemacht und das eintönige Froschkonzert nachgeahmt. Dem alt gewordenen Dichter fiel stets ein heller Schein in die Seele, so oft er sich an diese fröhlichen Kindertage erinnerte.

Der aufgeweckte Knabe zeigte eine rege Phantasie; der rauschende Strom, die blühenden Triften, der Wald mit seinen Blumen, seinem Dunkel, seinem Schatten und seinen Sängern hatte für ihn eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Der Bruggerberg war ja so nahe, da konnte er sich tummeln nach Herzenslust, die Vögel belauschen und den Eichhörnchen nachklettern. Es ist das Echo lieber Jugenderinnerungen, wenn er vom Walde singt:

Braucht es mehr zu Freud' und Fried',
Als des Waldes grünen Saal,
Und darin der Sonne Strahl,
Und der Vöglein innig Lied,
Braucht es mehr zu Freud' und Fried'?

Nach Uebernahme der Lehrstelle hatte der Vater mit seiner Familie das enge Zollhaus verlassen und sich eine eigene bessere Wohnung in der Kirchgasse erworben. Die Kinder wuchsen heran und was dem Vater nicht vergönnt gewesen, dessen sollte der Erstgeborene sich freuen — er sollte studieren. Kaum 15 Jahre alt, brachte er, am Neujahrstage 1811, den hoffnungsvollen Sohn nach Zürich zum Besuch der dortigen hohen Schulen. Der junge Student miethete sich ein bescheidenes Zimmer am Mühlebach, da wo jetzt der Tunnel der rechtsufrigen Seebahn ausmündet.

Die glücklichen Jugendtage waren zu Ende, und bald stellten sich die Sorgen um das tägliche Brod ein. Mit Stundengeben mußte er sich den Unterhalt erwerben und hatte so Gelegenheit, seine angeborene Lehrgabe zu bethätigen. Durch angestregten Fleiß und unermüdblichen Eifer hatte er sich bald zu den besten Schülern emporgeschwungen. Auch sein inneres Leben verküm-

merte nicht. Wir haben bereits im letzten Neujahrsblatt, Seite 6, den Freundeskreis kennen gelernt, in welchem der junge Fröhlich sonnige Jugendtage verlebte. Schon während seiner Studienzeit tönte in Gedichten aus, was seine Brust sehnsüchtig erfüllte. Sein Lebensgang war sehr einfach ohne große Welterfahrung und Menschenkenntniß. Die Wurzeln seiner Kraft lagen wesentlich in den Eindrücken aus seiner Kindheit und Jugend, in den Erzählungen seines Vaters, der Verwandten und Bekannten, die in den Wirren und Stürmen der Revolution so manches miterlebt hatten. Ebenso gewährten ihm seine scharfen Beobachtungen manchen tiefen Einblick in die Menschenherzen.

Die Studienzeit war vorüber, und im Jahre 1817 wurde der kaum 21-Jährige ins Predigtamt aufgenommen und von seiner Vaterstadt Brugg sogleich zum Lateinschullehrer erwählt, mit welcher Stelle die gottesdienstliche Besorgung der Kirche zu Mönthal verbunden war. Es waren dazumal noch eigene Verhältnisse. Mönthal hatte noch keine Pfarrwohnung, dagegen lag der Gemeinde Brugg die Verpflichtung ob, allsonntäglich einen Geistlichen dorthin zu senden und auch für den Confirmandenunterricht besorgt zu sein. Um nun dem Seelsorger die mühsame Reise zu erleichtern, war der jeweilige Pächter der Brunnenmühle gehalten, ein Reitpferd zur Verfügung zu stellen. Noch heute ist der starke, eiserne Ring im steinernen Sockel beim Eingange ins Mädchenschulhaus zu sehen, wo das Pferd angebunden seinen Reiter erwartete. Den weiten Weg nach der ihm bald liebgewordenen Pfarrgemeinde hat er uns gar anmuthig beschrieben, wie folgt:

Ein Weg war es und ist es noch,
Schon anfangs geht er steil und hoch,
Dann weiter durch die Waldung fort,
Da Wurzeln hemmen hier und dort;
Und da wo Sumpfsichtes nicht trägt,
Auch Stamm an Stamm ist hingelegt,
So daß bisweilen, wie's geschieht,
Man auf den Holzweg noch gerieth. —

Doch ob der Weg beschwerlich gar,
Ausgang und Ziel verborgen war:

Durch alle Krümmen tief und hoch,
Er leitete zum Kirchlein doch,
Das auf dem grünen Hügel lacht
Und ringsum seiner Hütten wacht.

Gar manche von seinen Liedern und Gedichten, durchweht von frischer Lenzensluft, sind in dieser Periode entstanden.

Fort wall' ich in heitern Sinnen
Durch den feuchten Nebel auch;
Denn ich weiß: er wird zerrinnen
Vor des Morgenwindes Hauch,
Dann steht da des Sonntags Pracht:
Schon ist sein Geläut' erwacht.

An Sturm und Unwetter findet der kerngesunde, robuste Reiter sein größtes Wohlgefallen. Der Wind peitscht ihm den Regen in's Gesicht, klirrend schlagen die Wipfel der Bäume an einander, da klingt es in froher Jugendlust:

„Schwing mir die Buben und schwing mir sie stark!“
Ruft dem Winde der Wald;
„Klagen sie gleich in müdem Gestöhn,
Lass' mir nicht ab sobald.
Also nur wurzelt ihr Fuß, und mit Mark
Füllet sich Arm und Brust,
Und sie wachsen zu stolzen Höh'n,
Mir eine Herzenslust.
Denn ich hasse die Zwergerart
So die sumpfige Kluft
Gingewindelt vor Wetter bewahrt,
Immer in Stubenlust.
Fahl und fahl in des Frühlings Saft,
Hat schon ein Lüftchen sie umgerafft.“

Belauschen wir unsern sinnigen Dichter beim Ausritt am herrlichen Frühlingsmorgen, wie er Alles mitfühlt, mitempfindet. Er denkt seinen Textworten für die Morgenpredigt nach. Da schwindet der leichte Morgennebel, die Sonne bricht hervor,

überall Blumenduft und Vogelsang. Wie aus einem Traum erwachend ruft er aus:

Schlaget nun die Bücher zu,
Denn die Welt ist aufgeschlagen;
Steiget auf die grüne Fluh,
Horchet, was die Wälder sagen.

Keine Sprach' hat solchen Klang
Und vermag so tief zu bringen;
Was den Dichtern je gelang,
Ist vor ihr nur Wiederklingen.

Haben wir auch wenig nur,
Ober vielerlei gelesen;
Fühlen wir nicht die Natur,
Sind die Bücher todtes Wesen.

Wem da reden Laub und Quell,
Wer da kann mit Blumen beten,
Dem alleine werden hell
All' die Sänger und Propheten.

Doch ist Wissen Stückwerk nur,
Und die Sprachen werden enden;
Tretet auf die heil'ge Flur,
Gotteswort euch zuzuwenden!

Es folgten für den jungen Dichter noch eine Reihe glücklicher Tage. Im Jenner 1820 verehlichte er sich mit der einzigen Tochter des Nachbarn Salzfaktor Frei.

Ein Kreis fröhlicher und sangeslustiger Leute sammelte sich bald um das junge Paar. Gesang und Klang geleiteten die muntere Gesellschaft über Berg und Thal, in das Waldesdunkel, auf die alte Habsburg, den grünen Lindhof, auf den belebten Stalden, ins nah gelegene Bad Schinznach, auf den Geißberg oder die aussichtsreiche Gisliflüh. Neckische Scherzworte und fröhlicher Wit waren an der Tagesordnung, riefen aber da und dort Erbitterung hervor. Noch mehr thaten dies die mit Vorliebe gedichteten Fabeln, die auf Flugblättchen eifrig im Städtchen herumgeboten wurden. Der eine oder andere der

lieben Mitbürger glaubte sich darin abgebildet, — manchmal allerdings nicht ohne Grund. Die von seinem Spotte Betroffenen rächten sich dadurch, daß sie ihm im Jahre 1823 bei der Neuwahl eines Pfarrers ihre Stimmen versagten. Damit zerriß sein Jugendtraum, und das Leben kehrte ihm seine ernste und herbe Seite zu. Zwar schien ihm das Glück wieder neu zu erblühen. Gerade die Fabeln, die ihm seine Mitbürger entfremdeten, verbreiteten seinen Dichterruhm nicht nur im engern Vaterlande, sondern so weit die deutsche Zunge klingt. Die Folge davon war, daß er als Professor an die Kantonschule in Aarau berufen wurde. Im Jahre 1827 siedelte er dorthin und lebte sich rasch in die neue Stelle ein. Die Schüler hiengen mit warmer Begeisterung an dem jungen Professor, der sich gründlich vorbereitete und mit großer Beredsamkeit Deutsch, Geschichte und Geographie vortrug. In den Jahren 1832 und 1833 war er zum Rektor gewählt und stand in hohem Ansehen, als Zierde der Wissenschaft.

In die Ereignisse der dreißiger Jahre griff er feck und muthig ein, nur allzu leidenschaftlich, wie er später selbst zugestand. Die Leitung der Staatsgeschäfte fiel der siegenden Partei zu und Fröhlich wurde bei der allgemeinen Schulorganisation im Jahre 1835 nicht mehr als Professor gewählt, trotzdem er seine Stelle bisher trefflich versehen, von der Oberschulbehörde die besten Zeugnisse besaß und sogar von der Universität Basel zum Doktor der Philosophie ernannt worden war. Dürfen wir uns da verwundern, wenn er in gerechtem Schmerz über die neue, lange gepriesene Freiheit das Spottverschen dichtete:

In unserm Freistaat darf frei denken Jedermann,

Doch denkt er nicht wie Wir, so denken wir ihm dran.

Damit war es noch nicht genug. Kurze Zeit nachher wurde Fröhlich an die erledigte Pfarrstelle in Kirchberg gewählt, aber die Regierung bestätigte die Wahl nicht. Doch nicht lange war der mittellose Vater einer sehr begabten Tochter und eines kleinen Söhnleins brodlos. Einen Ruf als Professor an die Kantonschule in Chur lehnte er zwar ab, wurde aber gleichzeitig vom Gemeinderath von Aarau zum ersten Lehrer und Rektor der dortigen Bezirksschule ernannt und ihm zugleich die

Stelle eines Klafshelfers übertragen. Kaum hatte er die Amtswohnung bezogen und sich in die neue Stelle eingelebt, so traf ihn ein Schicksalsschlag, der ihn im innersten Herzen verwundete. Sein Bruder Theodor, der in Zürich und Berlin (bei Bernhard Klein*) studiert und seit 1830 als Gesangs- und Musikdirektor in Aarau wirkte, starb plötzlich am 16. Oktober 1836. Es war ein Bruderpaar gewesen, wie es selten vorkommt, so treu, einander gegenseitig helfend und einander ergänzend. Laut wehklagend und händeringend vernahm der schwer Heimgesuchte die Trauerbotschaft, und tiefer Schmerz lagerte sich über seiner Seele. Seinen Freunden, unter denen er einst der Froheste gewesen, ruft er zu:

Daß ich selten mit euch halte,	Ach es ist nicht mehr das Alte,
Da wo Scherz und Lieder gelten	Und ich bin in andern Welten,
Und ich lieber einsam bin,	Uebern Grabe ist mein Sinn.

Doch die tiefe Trauer hinderte ihn nicht an seinen Arbeiten. Mit Rath und That sorgte er zunächst für die Hinterlassenen seines Bruders und fand dann wieder neuen Trost im Kirchenliede.

Die Herstellung eines neuen Kirchengesangbuches für den Kanton Aargau hatten die beiden Brüder schon vor drei Jahren begonnen, nun lag unserm Abraham Emanuel die Arbeit allein ob. Mehrere Lieder hat er selbst gedichtet, so das herrliche Konfirmationslied „Einem Herrn nur sollt ihr dienen, wie ihr jetzt gelobt und schwört“, dann die beiden Bettagslieder: „Herr Jesu Christ, der du beweintest Jerusalem und deines Volkes Fall“ und „Wir schwören heut aufs Neue dir, unserm König, Treue“ und andere. Unter seinen vielen Schriften hat ihm die Herausgabe dieses Buches nur Freude bereitet. Der Verfasser dieses erinnert sich noch lebhaft, wie der pfarrherrliche Sänger von Aarau in der Mitte der vierziger Jahre in den Schulen des Bezirks herum reiste und die neuen Choräle einübte, wie er an Sonntag-Nachmittagen bald in Kirchberg, Suhr oder Entfelden seine Sängerschaaren sammelte; Kinder, Jünglinge und Jungfrauen halfen mit. Wie glänzte sein Auge so frisch,

*) Siehe den Nachruf an seinen geliebten Lehrer auf Seite 18.

wenn er die Stimmgabel schwang und nach mehrmaliger Uebung der Choral gut gesungen wurde. Das waren für ihn wieder glückliche Tage!

Auch im Elternhause in Brugg hatte er während seines Aaraueraufenthaltes oft Einkehr gehalten. Hatte er ja doch eines seiner bedeutendsten Werke „Ulrich Hutten“ am 25. März 1845 auf der dortigen Promenade beendet. Gar manche Jugenderinnerung wurde dort wachgerufen und poetisch verwerthet. Längst vergessen hatte das feste, trozige und doch wiederum so weiche Gemüth die herben Erfahrungen vergangener Jahre:

Hab' ich auch in vielen Jahren	Denn von Kränkungen geblieben
Unrecht viel in dir erfahren,	Ist in mir auch nicht die Spur,
Winkest du doch immer mir,	Und es grünt in Wald und Flur
Zieh', o Thal, ich gern zu dir.	Nur mein Kinderglück u. Lieben.

Die schlichte fromm-frohe Stimmung und Gesinnung des Dichters tritt uns namentlich auch in seinen Liedern aus den Jahreszeiten so wohlthuend und erfrischend entgegen. Häufig beschleicht ihn auch das traurige Gefühl der Vergänglichkeit. Es thut ihm wohl, an den Blumen nicht bloß Duft und Pracht, sondern das gleiche Loos der Sterblichkeit wahrzunehmen:

Was uns die Blumen freundlich macht
Ist Duft nicht nur und bunte Pracht;
Das gleiche Loos ist uns gemein:
Wir freu'n uns heut im Sonnenschein,
Um Morgen Staub bei Staub zu sein.

Die poetische Verherrlichung der Stützen und Förderer der Reformation „Ulrich Zwingli“, „Ulrich Hutten“ und „Calvin“ brachten dem Verfasser neuen Ruhm. Wunderbar wird beim Lesen dieser Gesänge oft das Gemüth ergriffen von der überraschenden Sprachgewandtheit, dem musikalischen Wohlklang und dem tiefinnersten religiösen Gefühl, welches das Ganze durchweht.

Höchst merkwürdig ist nun, daß gerade dieser Sänger und Verehrer der Reformatoren damals, während der Wirren der vierziger Jahre als Anhänger und Freund der Jesuiten verfolgt und verlästert wurde. Unser erprobte Kämpfer war aber nicht

verlegen. In den beiden Schriften, „Der junge Deutsch-Michel“ und „Reimsprüche aus Staat, Schule und Kirche“ theilte er wuchtige Hiebe aus, so daß manche Gegner, wie ein Augustin Keller, dem kühnen „Geistesritter“ in der Residenz ihre Achtung und Bewunderung nicht versagten.

Bald kehrte wieder bitteres Leid in der schmergeprüften Familie ein. Kaum war der Sohn vom Nervenfieber genesen, so wurde die einzige, vielgeliebte Tochter Mina davon ergriffen und starb in Brugg im nämlichen Hause, in dem sie vor 25 Jahren geboren war. Der Tiefgebeugte versenkte seinen Schmerz in die „Trostlieder“:

Du fühltest nahe dir dein Ende,
Und faltetest zur Brust die Hände,
Und sahst uns an zum letzten Male
Mit deines Auges hellstem Strahle:
O dieser Glanz erlischt mir nicht,
Auch dann nicht, wann das Auge bricht.

Sein Stolz und seine Hoffnungen waren dahin, das Leben erschien ihm einsam und öde. Was ihn aber wieder erfrischte, war die Arbeit in Schule und Kirche; die Stunden an der höhern Töchterschule waren für ihn Erholung; von früh Morgens vier bis Abends war er stetsfort thätig. Wohlthuend für ihn war der Umgang und rege Verkehr mit den Universitätsprofessoren Hagenbach und Wackernagel in Basel. Das Anhören guter Musik gewährte ihm den höchsten Genuß. Gerne machte er Fußreisen und nahm, seiner Gewohnheit gemäß, auch bei kühler Witterung kalte Bäder in der Aare. Sein Geist war noch frisch in der Schule, und auf der Kanzel predigte er mit jugendlichem Feuer. Die Kuren in St. Moriz brachten ihm mehr geistige als körperliche Erfrischung. Im Jahre 1863 raffte ihm der Tod auch seine getreue, langjährige Lebensgefährtin dahin, und es wurde einsam und stille in der „Helferwohnung“. Als ihm sein Sohn Edmund, zuerst Pfarrer in Mönthal, dann in Gebenstorf, liebe Großkinder schenkte, schien es, als sei wieder mehr Lust und Lebensfreude beim alternden Großvater eingekehrt. Es war dies von kurzer Dauer. Zur Stärkung seiner Gesundheit besuchte er in den Sommerferien 1865 noch einmal das Engadiner

Hochthal, wo er früher oft mit lieben Freunden, die ihm seither der Tod entrißen, Erholung gesucht hatte.

Er fühlte sich jetzt vereinsamt, stilles Heimweh beschlich sein Gemüth. Der sonst so begeisterte Sänger nahm Abschied von seiner lichten Alpenhöhe, im sichern Borggefühl, daß er sie zum letzten Male gesehen.

Und vielleicht zum letzten Male
Stieg auch ich die Höhn herab,
Und im niedern Heimatthale
Deffnet bald sich mir das Grab.
Gott, ich flehe, laß entschweben,
Mich auch in das bessere Leben!

Sein Wunsch sollte bald in Erfüllung gehen.

Am 5. August 1865 kehrte er krank zurück und erlitt acht Tage später einen ihn lähmenden Schlaganfall.

Nur mühsam entschloß er sich, die ihm liebgewordene Stadt, wo er während 38 Jahren gelebt und gewirkt hatte, zu verlassen, und zu seinem Sohne nach Gebensdorf zu übersiedeln. Doch er tröstete sich, gieng es ja zu den lieben Seinen, die mit offenen Herzen und Armen den Hülfbedürftigen aufnahmen, und war es ihm doch vergönnt, wie er sich ausdrückte, „dort die Ströme seiner Jugend rauschen zu hören“.

In den schweren Leidestagen tauchten heitere liebe Jugenderinnerungen auf: Freundliche Bilder, tief eingepägt in der Seele, verklärten sein Auge, und gar manche Strophe aus seinem reichen Liederschatz rang sich von den bleichen Lippen.

In einer solchen Stimmung sagte er zum Sohne: „Nicht wahr, Kind, einfach, ganz einfach wird mein Begräbniß. Das thue mir zu lieb, daß ich in Brugg, das ich geliebet habe während der ganzen Zeit meines Lebens, daß ich auch dort begraben werde“. Sein letzter Wunsch wurde erfüllt.

Das zahlreiche Grabgeleite von nah und fern bewies, daß man sein Wirken mehr geschätzt, als er oft wähnte. Seine Gebeine liegen in dem heimatlichen Boden, auf dem er so viel Schönes, aber auch Schweres erlebt, auf dem er zum Manne herangewachsen war.

Als wir am Begräbnistage vor 25 Jahren den stillen Grabhügel verließen und verspätete Wandervögel über unser Haupt nach dem Süden zogen, da erinnerten wir uns unwillkürlich jenes sinnigen, trostvollen Lehrgedichtes des heimgegangenen Meisters und Lehrers:

Glauben.

Mit dem Vogel sind geflogen
Seine Kinder übers Meer.
Droben ward der Himmel trüber;
Drunten brausten Sturmeswogen;
Und die Kinder klagten sehr:
„Ach, wie kommen wir hinüber?
Nirgend will ein Land uns winken,
Und die müden Schwingen sinken“.

Aber ihre Mutter sagt:
„Kinder bleibet unverzagt!
Fühlt ihr nicht im Tiefsten innen
Unaufhaltsam einen Zug,
Neuen Frühling zu gewinnen?

Auf! in Jenem ist kein Trug,
Der die Sehnsucht hat gegeben.
Er wird uns hinüberheben
Und euch trösten balde, balde
In dem jungbelaubten Walde.“

Abraham Emanuel

und

Friedrich Theodor Fröhlich.

Ihr war't ein Brüderpaar von selten Gaben,
Geborne Dichter, Pfleger alles Schönen,
Der ein' im Wort, der andere in Tönen,
Volksbildner, wie wir sie nicht reichlich haben.

Eu'r Wirken ist in's Herz des Volks gegraben.
Ihr wußtet es an's Edle zu gewöhnen,
Die Erde mit dem Himmel zu versöhnen,
Die Durstenden aus ew'gem Quell zu laben.

Nun seid Ihr tot. Doch was Ihr ausgesäet,
Lebt ewig fort, weil es im Geist bestehet
Und Wurzeln schlug im off'nen Volksgemüthe.

Die Geistesfaat wird nimmer abgemähet,
Sie wächst, so lang der Hauch des Geistes wehet,
Und treibt aus ihrem Keim stets neue Blüthe.

Franz Fröhlich, Oberlehrer v. Brugg. 1809—1866.

Bernhard Klein.

Die Zeit hat deine Wege nicht verstanden,
Du ernster Mann, tiefsinnig, rein und stille,
Der du des Guten hattest alle Fülle,
Mit Weisheit segnetest, die um dich standen.

Doch werden einst, die neidisch dich mißkannten,
Reumüthig sich erbau'n an deiner Stille;
Hell wird dein Stern am Himmel sonder Hülle
Erglänzen, und dein Nam' in allen Landen.

Und deine letzten Worte, theurer Meister,
An dessen Mund ich liebend oft gehangen,
Sind meiner Seele unvergeßlich blieben:

„Erfennen werden einst verwandte Geister
Auch deine Kunst und reines Wesen lieben,
Wenn du nicht huldigst eitler Welt Verlangen.“

Fr. Theod. Fröhlich. 1803—1836.

Die Gysulafluß.

Nicht schöner kann ein Thron erheben
Ob seinem Lande sich in's Licht,
Als hier die Fluh mit Korn und Reben
Und Wies und Waldung sich umflieht,
Und rund des Stromes gold'ne Wellen
Des grünen Teppichs Saum erhellen.

Und schöner nichts, was immer prange,
Und nichts, was höher hebt den Muth,
Als wenn vom Auf- zum Niedergange
Die Welt der Alpen steht in Gluth,
Und dann zu singen: Mögst erblühen,
O Heimat, wie Dein Alpenglühen.

A. G. Fröhlich.

Wie die alten Villiger eine Ackerflur sich schufen.

Vor mehreren Jahren ging ich einst nach Villigen. Ein Knabe aus diesem Dorfe begleitete mich. Während wir die steile Wand des Geißberges betrachteten, erzählte mir mein Reisegefährte, die alten Villiger hätten auf dem Rücken dieses hohen Berges gepflügt und gesät, da wo jetzt Wald sich erhebt.

Ich zweifelte an der Wahrheit dieser Sage. Doch fiel sie mir wieder ein, als ich etliche Jahre später einen Blick auf die große Generalstabskarte warf und durch Zufall auf der Höhe des Geißberges, hinter der Ruine Besserstein, die Flurnamen: obere, mittlere und untere Zelg verzeichnet fand. Dadurch wurden meine Zweifel beseitigt.

Inzwischen habe ich in Urkunden des Brugger Archives nähern Aufschluß über jene hochgelegene Flur entdeckt. Dieser Aufschluß mag nicht allein dem Pflüger von Villigen willkommen sein, sondern verdient auch außerhalb seines Gemeindebannes Beachtung, weil er zeigt, wie behutsam man sein muß